Ausgabe für Groß-Berlin

10 Pfennig

Deutsche Allgemeine Zeitung

Berlin, 8. Oktober 1928
Montag Abend

Chefredakteur: Dr. Fritz Klein. Berlin SW 68, Rittersträße 50. Dönhoff 8937—8949. Postscheck Berlin Nr. 107941. „DAZ" erscheint Sonntags und Montags einmal, sonst zweimal täglich. Monatl. Bezugspreis 4.35 R.-M. in Berlin durch Boten.
Schriftleitung und Verlag Fernsprecher: A 7, Amt Norden Nr. 107941. Die Bezugspreise werden nach Bedarf festgesetzt.
Mit den Beilagen Das Unterhaltungsblatt Literarische Beilage • Frau und Welt Kraft und Stoff • Weltverkehr
Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank. Depositenkasse Berlin SW 68, Friedrichstraße 46. Bei unverschuldeter Nichtbelieferung besteht kein Anspruch auf Vergütung. Anzeigenpreis 0.45 R.-M. je 33 mm breite Millimeter-Zeile. Bedarfsanzeigen nach besonderem Tarif

67. Jahrgang
8. 10. a — Nr. 472 — 10 Pfennig

Freie Hand!

Dr. F. K. Gegen den höchst bemerkenswerten Artikel, den die „DAZ" aus der Feder Robert Dells, des Pariser Vertreters des „Manchester Guardian", veröffentlichte, läßt sich natürlich einwenden, daß Herr Dell Parteinahme sei und die Fehler der englischen konservativen Regierung übertreibe. In der Tat ist das auch geschehen, und zwar in einem sehr polemischen, wenn auch ausgezeichnet geschriebenen Aufsatz Dr. Oerks in den „Vaseler Nachrichten". Die deutsche Oeffentlichkeit befindet sich, das kann nicht geleugnet werden, hinsichtlich der ausübenden Politik in einer gewissen Verwirrung. Gerade diejenigen Kreise, die seit Jahren Aufklärerter und Bannträger der Verständigung mit Frankreich sans phrase waren, sind seit Briands Genfer Rede wie auf den Kopf geschlagen, und man findet den stärksten Pessimismus und die schärfste Kritik nicht einmal bei Politikern der Opposition, sondern bei den bisherigen wärmsten Anhängern der Verständigungspolitik. Dabei soll es mehr als einmal vorgekommen sein, daß das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wurde. Wielleicht ist es dabei angebracht, noch einmal mit kühlem Kopf die Kennzeichen der neuen internationalen Lage zu suchen.

Zunächst schlagen wir vor, Wort und Begriff „Locarnopolitik" aus den Erörterungen und Ueberlegungen der Zukunft herauszulassen. Nicht nur die Deutschen und die Franzosen verbinden darunter zwei ganz verschiedene Dinge, sondern auch in Deutschland selbst wird sich kaum mehr Einigkeit darüber erzielen lassen, was Locarno bedeuten sollte, bedeuten mag und etwa heute noch bedeutet. Die parteipolitische Agitation wird der einen und der anderen Seite hat aus diesem Begriff einen Fetisch gemacht. Jeder meint etwas anderes damit. Das soll nicht heißen, daß wir gewillt seien, die englische und italienische Garantie gegen einen etwaigen französischen Angriff auf Deutschland auszuschlagen. Aber es ist unmöglich für ein großes Volk, sich mit dem Zauberwamst diplomatischer Formeln bekleiden zur Ruhe zu begeben. Sehr häufig wurde in den vergangenen Jahren gesagt, Locarno sei ein Anfang, und wir verkennen durchaus nicht, daß dieser Anfang, mag er auch zu leuer erkauft worden sein, einer großen weltpolitischen Konzeption entsprang, daß wir darüber hinaus den Beginn diplomatischer Gleichberechtigung zu verzeichnen hatten. Aber heute reiten sowohl diejenigen einen toten Gaul, die uns von einer Fortsetzung der Locarnopolitik erzählen, wie die andern, denen es nur darauf ankommt, einen „Zusammenbruch" und einen „Bankerott" zu konstatieren.

Der springende Punkt liegt doch in der Frage: Gibt es noch Möglichkeiten einer direkten Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich oder gibt es diese Möglichkeiten nicht mehr? Wir haben keinen Zweifel, daß sie nicht mehr bestehen. Zwei Gründe haben darauf hingewirkt: einmal das restlos enthüllte Streben Frankreichs, das wir politisch durchaus begreifen können, seine in Versailles gewonnene europäische Vormachtstellung nicht nur zu behalten, sondern für alle Zeiten zu sichern, „für alle Zeiten" zu verstanden, wie sie in der Weltgeschichte eben zu verstehen sind. Auf der anderen Seite kommt in der Welt und daher auch in Frankreich der Glaube entschen, Deutschland lenne überhaupt kein anderes Ziel mehr als den Ausgleich mit Frankreich, es sei bereit, dafür jeden Preis und jeden Tag von neuem diesen Preis zu zahlen. Die deutsch-französische Verständigung war für viele Jahre ein Fetisch, und die breite deutsche Kreise ein Glaubensfatz voll beinahe religiöser Inbrunst geworden. Eine Gefühlsdusel- und lächerliche Nachsicht machten sich breit, die selbstverständlich von den Franzosen politisch eskomptiert wurden, d. h. also gegen Deutschland. In diesem entscheidenden Punkt tritt, wie wir glauben, Dr. Oerk. Es ist überflüssig, daß ein englischer Publizist, welcher Partei er immer auch angehören mag, kommt, um die deutsch-französische Verständigung „mit allen Mitteln raffinierterer Verbegung zu verbinden". Weder Herr Dell noch Herr Lloyd George brauchen die zwischen Deutschland und Frankreich „gesponnenen Verhandlungsfäden abzureißen und die Anknüpfung neuer zu verhindern." Diese Fäden sind nun einmal abgerissen und noch keineswegs geknüpft. Die deutsch-französische Verständigungsarbeit mit den bisherigen Methoden ist zu Ende, und das berühmte Genfer Communique, auf das der Herr Dr. Oerk wohl abzielt, ist nichts anderes als eine nodürftige Verschleierung dieses Tatbestandes, die vielleicht dann zu gegebenen Zeitpunkt internationaler Courtoisie notwendig und erwünscht war, und gegen die wir gar nichts sagen wollen, die politischen Grundtatsachen aber nicht ändern und die Welt schaffen kann.

Gewiß bleibt trotzdem der deutsch-französische Ausgleich das Kernstück europäischer Politik, und auch wir haben das niemals geleugnet. Nur schwebt er hoch oben in den Wolken, und wenn wir uns in Deutschland weigern, die nahe Lage zu erkennen, um wir das gleiche, wie das Kind, das am Abend nach dem Monde greift. Herr Dell erklärt: eine deutsch-französische Verständigung könnte nie zustandekommen, außer durch englische Vermittlung, und sein Schweizer Kritiker sieht darin das Bestreben, den Deutschen einen Wechsel auf die im nächsten Jahre vielleicht kommende britische Regierung der Liberalen und der Arbeiterpartei auszustellen. Wir können nicht entscheiden, ob der englische Journalist von einer solchen Ueberlegung ausgeht, und würden gewiß die deutsche Oeffentlichkeit warnen, sich, nachdem die sogenannte Hoffnung auf die französischen Wahlen so jämmerlich Schiffbruch erlitten hat, und auf die allgemeinen Wahlen in England vertrösten zu lassen. Das können wir um so mehr tun, als nach unserer Ueberzeugung parteipolitische Konstellationen in den europäischen Hauptländern sekundäre Bedeutung haben neben den großen, die Entwicklung wirklich bestimmenden Kräften. Wir sind in Wätern an sich. Herr Dell sagt, die Politik des britischen Auswärtigen Amtes habe das englische Volk lächerlich gemacht, und der Engländer liebe das nicht. Wir sind unferertestis geneigt, der Krankheit Sir Austen Chamberlain einiges davon gutzuschreiben, was sich in den letzten Monaten unliebsamerdeutlich bemerkbar machte, daß im Foreign Office begeben hat. Niemals aber werden wir die Dinge richtig erkennen, wenn wir leugnen, daß diese englische Politik nur deshalb möglich war, weil sie sich die Theorie zurechtgelegt hatte, Deutschland habe sich ja mit seinem Versailler Kerker einigermaßen abgefunden. Die uns da rüttele es wohl an dem Käfig, aber solche müßen Kraftanstrengungen unleidlicher Gesellen brauchten nicht ernst genommen zu werden. Nur unter dem Druck dieses spielen und verhängnisvollen Irrtum ist es zu erklären, daß z. B. in Genf so allgemeine Empörung und absolutes Nichtverstehen entstand, als sich herausstellte, daß einfach alle deutschen Parteien und das ganze deutsche Volk nicht einmal daran denken, für die Räumung der noch immer besetzten Gebiete neue zeitlich begrenzte Lasten anzunehmen. Mit allen Mitteln der Politik und der Diplomatie, der Presse und der persönlichen Beeinflussung wird dieser Irrglauben zerstört werden müssen. Versailles ist und bleibt ein unerträgliches Diktat, und jede deutsche Politik kann nur darauf gerichtet sein, zu einer Revision dieses Diktats zu gelangen. Wir sügen die Selbstverständlichkeit hinzu, daß das auf friedlichem Wege geschehen müßte.

Die billige und unglaublich naive Vorstellung, der Kontinent mit seiner Hauptmacht Deutschland sei „in Ordnung" und bedürfe keiner größeren politischen Aufmerksamkeit, so daß das britische Weltreich Kopf und Arm für die großen Sorgen seiner Weltmachtstellung frei habe, muß ausgerottet werden. Das Downing-Street, sagt wie traditionell, mit der schwächeren gegen die stärkste Macht Europas zu paktieren, das würde es der stärksten gesucht hat, ist an und für sich sicher kein antideutscher Zug, vielmehr ein Hinweis auf die bedrohliche und reiferenreiche Situation des Inselreiches. Es hat seinen Blick auf die neue Sein- und Finanzmacht Amerika und das dunkle Rätsel des bolschewistischen Rußland gerichtet. Hier gilt es eben ein vernünftiges und ruhiges Wort zu sagen und die englische Oeffentlichkeit darüber aufzuklären, daß diese Europa abgewendete Konzeption auf Sand gebaut ist. Auch Deutschland hat, das ist sicher, Fehler gemacht, die aber, gemessen an der Tiefe seines Sturzes und an den Ergebnissen seines Willens zur Wiederaufrichtung gering sind, wenn wir die unbegreiflichen Fehler der andern betrachten. Wir haben den stärksten Willen, Europa neu und friedlich zu organisieren in der Wirtschaftsgemeinschaft der Gleichberechtigten Mächten, und niemanden liegt der Gedanke ferner als uns, daß eine Macht allein im Stande sei, dem alten Kontinent ihr Mißmut aufzuzwingen. Aber wir weigern uns und werden uns immer weigern, anzuerkennen, daß Europa 1919 schon organisiert wurde, daß der heutigen Menschheit nichts anderes zu tun übrigbleibe, als klagend und stöhnend in den Gängen des Versailler Labyrinths herumzutreten und nur immer neue charmante Formeln zu finden, die dazu bestimmt sind, die Welt über ihre Schmerzen zu täuschen.

Die Wege, die hier seit Jahren aufgezeigt werden, um zu einer natürlich nur langsamen und schrittweisen Besserung zu gelangen, sind auch heute noch offen. In der Sphäre der auswärtigen Politik wird sich in der nächsten Zeit alles Aufmerksamkeit auf die Reparationsverhandlungen richten müssen. Aber hier dürfen keine Mißverständnisse entstehen. Es ist ein großes und gefahrliches Abenteuer, in das wir hineingehen. Schon deshalb — wir wollen das nationale und moralische Gewicht dieses Wortes — sei es sich um das größte Finanzgeschäft handelt, das seitdem die Welt besteht, in Angriff genommen wurde. Aber wir gehen in die Verhandlungen nicht ohne Triumfe hinein, und die diese Ernüchterung, die mindestens seit Genf überall in Deutschland eingetreten ist, scheint uns auch in diesem Belange ein wirkliches Plus. Mit Recht wurde als Grundsatz der deutschen Politik immer wieder betont, daß sie es ablehne, sich in Gruppenbildungen anderer Mächte und egoistische Gedankenkreise fremder Staaten hineinziehen zu lassen. Diese Feststellung hat aber nicht gehindert, daß in der Welt trotzdem der gegenteilige Eindruck entstand, daß die wachsende und manchmal, gewiß nicht bei den Leitern der Politik, aber in weiten Kreisen der Oeffentlichkeit bis zur Selbstverleugnung gehende Intimität mit Frankreich ein Bund mit Paris auf Gedeih und Verderben schien. Ein Bund, bei dem wir die Zahlenden, die Franzosen die Gewinnenden waren, denn sodald deutsche Wünsche und Bitten laut wurden, verfeinerten sich die Gesichter. Diese Periode des Irrtums über Deutschland ist zum Glück für uns und Europa vorbei.

Der zweite Akt des Rundfunküberfalls

Der Kommunist Schulz am Sonntag abend gestellt — Ringkampf um Mitternacht in der Nordsüddahn

Der Rundfunküberfall am Sonnabend abend hat in der Nacht vom Sonntag zum Montag eine Fortsetzung gefunden, denn um ein Haar wäre es gelungen, den geistigen Urheber der Hüpenkiade im Vox-Haus, den kommunistischen Landtagsabgeordneten Schulz zu fassen und der Polizei zu übergeben. Der „Vorwärts"-Redakteur Viktor Schiff erkannte in der Untergrundbahn den Landtagsabgeordneten Schulz und stellte ihn. Zwischen Schiff und Schulz kam es nach einer Auseinandersetzung zu einem Handgemenge, das erst auf der nächsten Station, am Rathaus Neukölln, durch Untergrundbahnbenmte und durch andere Fahrgäste beendet wurde. Wir erfahren darüber folgende interessante Einzelheiten:

Der kommunistische Abgeordnete Schulz-Neukölln, der sich nach seinem Streich, den er in dem Rundfunk gespielt hatte, während des gestrigen Sonntags im Reichstag aufgehalten hatte, wollte abends nach seiner in Neukölln gelegenen Wohnung fahren und benutzte vom Leipziger Platz aus die Hochbahn. Am Bahnhof Hallesches Tor stieg er aus und ging die Treppe zur Nord-Südbahn hinunter, um einen nach Neukölln fahrenden Zug weiterzubenutzen. In dem Wagen, den Schulz bestieg, saß der „Vorwärts"-Redakteur, Viktor Schiff, der ursprünglich am Halleschen Tor aussteigen wollte, um aber später wieder zurückzukehren. Der Redakteur Schulz erkannt hatte, dem Schiff selbst unbekannt war. Schiff überlegte, was zu tun sei. Mitternacht war bereits vorüber, so daß eine Verhaftung auf frischer Tat, wie sie das Gesetz innerhalb 24 Stunden nach Begehung einer strafbaren Handlung bei Abgeordneten vorschreibt, nicht mehr in Frage kam. Um jedoch Schulz einen Denkzettel zu geben, blieb Viktor Schiff, der sich von einem Solidaritätsgefühl gegenüber seinem Kollegen Dr. Schmarz leiten ließ, in dem Hochbahnwagen sitzen. In der Nähe der Station Hermannplatz trat Viktor Schiff auf den Abgeordneten Schulz zu und sagte zu ihm:

„Herr Schulz, Sie sind erkannt. Sie gehen mir nicht durch die Finger!"

Der Abgeordnete Schulz, der Schiff anscheinend für einen Kriminalbeamten hielt, antwortete im Bewußtsein der Tatsache, daß die Verhaftungsfrist bereits überschritten war: „Ich noch, Sie können mir gar nichts." Schiff antwortete: „Sie haben sich den ganzen Tag vor der Polizei verkrochen, Ihre Immunität schützt sie zwar vor der Verhaftung, aber nicht vor meiner Faust." Mit diesen Worten holte Schiff aus und versetzte Schulz einen so wuchtigen Faustschlag ins Gesicht, daß der Brille des kommunistischen Abgeordneten in Trümmer ging. Schulz, der von Beruf Schmiedegeselle ist, setzte sich sehr energisch zur Wehr und

gewichen den beiden Männern entspann sich in dem zu der späten Stunde fast ganz leeren Wagen ein Ringkampf.

Zwei ältere Herren versuchten mit Worten die Kämpfenden zu trennen, jedoch ohne Erfolg. Von den anderen Wagen hatte man sehr erregt den Ringkampf beobachet und an der Station Rathaus Neukölln eilten zum Bahnbeamte und Fahrgäste in den Wagon und trennten die beiden Gegner. Der Abgeordnete Schulz, dessen Gesicht bereits erheblich angeschwollen war, illustrierte seinen Gegner mit Ausdrücken, wie sie parlamentarisch im allgemeinen nicht gerade eleganz sind, und die bei der gerichtlichen Auseinandersetzung, die jetzt erfolgen wird, auch Schulz nicht unerheblich belasten dürften. Schulz verlangte, daß sein Gegner festgestellt werde und erstattete nun zu seiner Ueberraschung, daß er es mit dem „Vorwärts"-Redakteur Viktor Schiff zu tun gehabt hatte.

Das Publikum nahm, als man von Schiff erfuhr, wer der Verprügelte war, sehr stark Partei gegen Schulz, so daß dieser unter den Rufen der Zuschauer wie: „Ein schöner Volksvertreter, der Strolch muß noch eine Abrechnung kriegen" usw. den Bahnhof verließ. Bei seinem Rücktritt rief Schulz dem Redakteur Schiff zu: „Sie werden noch von mir hören", worauf sein Gegner repliizierte: „Ihre Revolverkavaliere können mich gern haben".

„Graf Zeppelin" aufgestiegen

Friedrichshafen, 8. 10.

Das Luftschiff „Graf Zeppelin" ist um 1.33 Uhr nachmittags zu einer Probefahrt aufgestiegen.

(Siehe auch Seite 2)

Ansätze zur Verwaltungsreform in Südwest-Deutschland

zd. Karlsruhe, 8. 10. (Eigenbericht)

Die Regierungen in Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt haben ihre Innenministerien mit Verhandlungen wegen des Zusammenschlusses, der Kreise, Entfaxen und Kondominaten beauftragt.

In Baden gelegene württembergische Gebietsteile sind das Pfarrdorf Deubach, der Weiler Bremsen, beide zum Oberamt Mergentheim gehörend, der Weiler Bruderhof und die Burgenfeste Hohentwiel, zum Oberamt Tuttlingen gehörend. Die Württemberg gegenüber badischen Gebietsteile sind der badische Kondominatsanteil Bernbronn bei Rockarsulm, die Gemeinde Abelsrente mit dem Weiler Tapfenhardt bei Ueberlingen und die Gemeinde Schluchtern, zum Amt Eitlingen gehörend. Für die Gebietsbereinigung zwischen Baden und Hessen kommen in Betracht der Gebietsanteil der Gemeinde Lautenbach bei Mannheim und die Stadt Wimpfen mit drei in Baden gelegenen Höfen.

Deutschfeindliche Kundgebungen in Thorn

Unerhörte polnische Provokation vor dem Deutschen Konsulat

Warschau, 8. 10.

In Thorn fand gestern eine vom „Westmarkenverein" veranstaltete Kundgebung gegen die vom Reichspräsidenten v. Hindenburg in Oppeln gehaltene Rede statt. Nach der Versammlung bildete sich ein Zug, der in Stärke von mehreren Tausend Personen vor das deutsche Konsulat zog, wo das deutschfeindliche Hetzlied „Rota" gesungen wurde.

*

Wir konnten bereits auf die vom „Westmarkenverein" beabsichtigte Demonstration gegen den Reichspräsidenten v. Hindenburg hinweisen und haben unsere Stellung dahin fixiert, daß die polnische Regierung, wenn sie sich ihrer Verantwortung bewußt war, keinesfalls eine derartige Provokation eines Nachbarstaates, mit dem zurzeit wichtige Verhandlungen gepflogen werden, mit gefalteten Händen zulassen könnte. Unsere Erwartungen bezüglich des Verantwortungsbewußtseins der polnischen Regierung sind, wie die obenstehende Meldung erkennen läßt, enttäuscht worden. Die Demonstranten haben sich nicht nur damit genügen lassen, die Person des deutschen Reichspräsidenten zu verunglimpfen, sondern sie haben mit der unerhörten Demonstration vor dem deutschen Konsulat in Thorn ihren chauvinistischen Haßgefühlen einen Ausdruck verliehen, der sich nicht mehr überbieten läßt. Man muß sich dabei den Text der „Rota" vergegenwärtigen, den wir bei einer früheren Gelegenheit bereits veröffentlicht haben. Es kommen darin Sätze vor, die in deutscher Uebertragung besagen: „. . . bis das kampfritterliche Ungetüm im Staub und Asche zerfällt . . ." und „Der Deutsche wird uns nicht ins Gesicht spucken und unsere Kinder germanisieren."

Es muß erwartet werden, daß die deutsche Regierung nach Eingang des Berichts des deutschen Konsulats in Thorn sehr deutliche Schritte in Warschau unternimmt. Dabei wäre klar zum Ausdruck zu bringen, daß die im Gange befindlichen Wirtschaftsverhandlungen mit Polen derartige Belastungsproben in Zukunft nicht ertragen.

Kellogg will zurücktreten

cl. New York, 8. 10. (Eigenbericht)

Staatssekretär Kellogg hat erklärt, daß er ohne Rücksicht auf den Ausfall der Präsidentenwahl am 4. März 1929, dem Ende der Amtszeit des Präsidenten Coolidge, von seinem Posten zurücktreten werde. Von den Plänen werden bereits Maßnahmen über seinen künftigen Nachfolger geäußert, man nennt u.a. auch Senator Borah.

Aus dem Inhalt

Englisches Weißbuch über das Marineabkommen. Seite 2.

*

Major v. Tschudi, Vorsitzender des Deutschen Luftrates, ist gestorben. Seite 2.

*

Die Eröffnung der Internationalen Luftfahrtausstellung. Seite 3.

*

Feldartillerieübung in Berlin. Seite 3.

*

Sportblatt: Oleander in Paris geschlagen. Fünf Rekorde beim S.C.C.-Fest.

Voller Sieg der österreichischen Staatsautorität

Die Aufmärsche in Wiener Neustadt ungestört verlaufen

Von unserem Sonderberichterstatter

kbg. Wiener-Neustadt, 8. 10.

In Wiener-Neustadt hat am gestrigen Sonntag die Staatsautorität einen vollen und, wie ausdrücklich und mit Befriedigung hervorgehoben werden darf, einen unblutigen Sieg errungen. Der Aufmarsch der Heimwehrkolonnen nahm einen glanzvollen, ungestörten Verlauf. Die Heimwehrkundgebung in Wiener-Neustadt hatte den Sinn einer Machtprobe; die erwiesen sollte, ob in Oesterreich für eine vaterländische Gesinnung, die den Staat über die Partei stellt, eine Gasse gebahnt werden kann und ob der Wille zum autoritativen Staat stark genug ist, um dem flaschenkapitalistischen Marxismus ein Paroli zu bieten. Diese Probe ist gelungen. Sie ist geglückt, weil 18000 entschlossene Männer aus Steiermark und Nieder-Oesterreich, Bauern, Bauern und kaufmännische Frontkämpfer in Wiener-Neustadt ein feierliches und lautes Bekenntnis für den freien Staat abgelegt haben. Sie ist geglückt, weil die Regierung sich weder von den sozialdemokratischen Führern, noch von ihrer publizistischen Gefolgschaft, die aller Welt das Gespenst des Bürgerkrieges vorgaukelte, hat einschüchtern lassen.

Die bürgerlich gesinnte Bevölkerung von Wiener-Neustadt hat die grün-weißen Fahnen der Heimwehren mit herzlichen Gefühlen begrüßt. Die sozialdemokratischen Parteigänger waren angewiesen worden, dem Heimwehrzuammarsch fern zu bleiben, anscheinend, weil sie der einbrechenden Kundgebung einer anderen Weltanschauung entgegen bleiben sollten. Ihr Fernbleiben erleichterte den wirklichen Verlauf der Veranstaltung. Der Aufmarsch der Heimwehrkolonnen begann bei schönem Wetter um 7 Uhr morgens in den vorgeschriebenen Stärken unter dem Kommando des Barons Prank. Den Zug eröffnete eine steierische Bergknappenkapelle. Im Viererzuge zogen 18000 bis 20000 Heimwehrmänner durch die Stadt, unter den Industriearbeitern

einige hundert Bergarbeiter aus dem sozialdemokratischen Stammbesitz

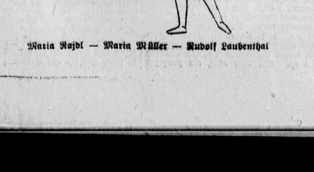
des Kohlenreviers in Steiermark, zahlreiche Bauern, neun Kompagnien ehemalige Frontkämpfer, die alte Kriegsauszeichnungen tragen, eine akademische Legion aus Graz, zahlreiche Turner. Die marschierenden Bataillone wurden durch Heilrufe, Blumengrüße aus den Fenstern, Tücherschwenken auf dem ganzen Wege erfreut. Das rote Wiener-Neustadt hat also, wie sich zeigte, auch eine recht stattliche Anzahl bürgerlich gesinnter Menschen, von denen viele ein lebendes Spalier bildeten, das die Zahl des Militärs und der Gendarmerie aufwog. Wenige Minuten nach 8 Uhr langte der Zug auf dem Rathausplatz an, dem umfassende militärische Vorbereitungen gegen Ruhestörungen das Gepräge gaben. Der Balkon des Rathauses leuchtete in roten Farben, ein Schmuck, den die herrschende Partei verfügt hatte. Aber der Balkon war, während die Heimwehren vorbeizogen, mit bürgerlichen Politikern und Heimwehrführern besetzt. Die Heimwehrkolonnen wandten sich vom Rathaus nach der Militärlandebahn, wo ihr oberster Führer, Dr. Steidle am Zusammtritt, die Parade abnahm. Von hier schwenkten die Heimwehrmänner in flottem Tempo nach dem Kirchplatz ab zur

Feld- und Gedenkmesse,

die der Prior Rabenleiner zelebrierte. Während der Messe spielte die Bergkapelle der Bergleute aus Steiermark Schubertsche „Deutsche Messe". Auch die Erinnerung an die gefallenen Soldaten wurde gepflegt. Weihevoll klang das alte Soldatenlied „Ich hatt' einen Kameraden" über den weiten Platz. Dann hielten der bürgerliche Bürgermeister Meixner und Heimwehrführer Rechtsrat aus Wiener-Neustadt Begrüßungsansprachen an die Gäste aus Steiermark und Nieder-Oesterreich. Auch Dr. Steidle hielt eine Ansprache, deren Schwung und Begeisterung jubelnden Beifall fand. Die Ansprachen trugen keine martialische Note, sie hielten sich gern nach einmal hören möchte.

Man muß schon den Namen und die Lebensleistung eines Johann Strauß einzelne Male haben, um für ein Werk wie dieses die Verantwortung vor sich und der Oeffentlichkeit zu übernehmen, man muß ein so „artvierter" Meister wie er gewesen sein, um mit solchem Glauben an sich selbst eine Partitur vorzulegen, die nichts anderes ist als Rückschau und Erinnerung, Abschied und Ausklang, ohne Neues erfinden — und Strauß hat in einem vierzigjährigen Schaffen den Sprachschatz und die Ausdrucksformen der Musik unendlich bereichert —, aber keine Entwicklung während der letzten zehn Jahre, die man gedenkt, daß er seine eigenen früheren Eroberungen nicht mehr kennt. Wo ist der Strauß des „Don Quixote", der „Salome", der „Elektra", der „Ariadne auf Naxos" geblieben, mit dem wir in unserer Jugend begeistert gingen, der unser Leben um Neuland der Musik? Wir haben wir ihn verteidigt gegen die vielen, die ihn schmähten, wie haben wir für ihn gekämpft gegen die Phalanx seiner Widersacher; und jetzt kommt dieser „Aegyptische Helena" und man wird das Gefühl nicht los, daß jene, die ihm zum Anfang an skeptisch gegenüberstanden, vielleicht doch ein wenig recht hatten . . . Ich glaube, der Strauß liebt, er ist treu zu hören, wie er hier, von der Gnade eines echten Einfalls kaum berührt, mit der Technik eines Meisters Klängen kunstvollst musiziert, wie die Musik läuft und läuft, fuchtzauos, ohne ein Zentrum, ohne innere Kraft um nur Klangwirkungen und Klangdinge köstlich beherrschten Handwerk. Unter den Heutigen ist niemand, der eine im technischen Sinn so großartige Partitur schreiben kann wie diese der „Helena", Strauß aber kann — aber — noch zehn solcher Opern komponieren, und eine wird immer unbedeutender sein als die andere. Denn seine Musik ist heute wesenlos geworden, sie hat sich mit der und Ueberheure gewachsenen Sicherheit des Handwerks immer mehr vom Menschlichen abgelöst und ist zu jenem Spielzeug der Virtuosen geworden, der „Aegyptischen Helena" zeigt in jedem Takt die Handlichkeit ihres Meisters, sie trägt unverkennbar die hervorstechenden Eigenschaften Straußens, aber das alles ist nur noch Attitüde, ist Leerlauf, Aufsinnerei und bewußte Effektgestaltung. Dieser gewisse kalte Schauder der Melodik, die geleteten Terzen- und Sextengänge, die ins Unabsehbare verlängerten Kadenzen, diese verdächtigen Trugschlüsse und Sextaklaffen — man kann das schon gar nicht mehr hören, weil man beutlich fühlt, daß dahinter nichts anderes steht als überlebensgroße Routine und allzustarkes Wissen darum, „wie man's macht." Klangzauber kommt das in allem Einzelnen besonders unklare und verwaschene Buch Hofmannsthals, das den tiefen festlichen Konflikt des Menelas, seinen Zwiespalt zwischen Liebe und rasender Eifersucht auf die wiedergewonnene Helena, die zehn Jahre anderen Männern gehört hat, mit einer billigen und primitiven Psychologie löst.

Die Staatsoper hatte für die Aufführung des Werkes alles Erdenkliche getan. Er war eine glanzvolle Vorstellung, ungemein sorgfältig studiert und wirkungsvoll gesteigert, und es lag gewiß nicht an ihr, wenn der Erfolg in mäßigen Grenzen blieb. Lea Blech, dieser unerschütterlich sichere Rächer, setzte am Pult seine ganze Autorität ein. Er gab mit dem Orchester einen unerhört schönen Klang



Maria Rajdl — Maria Müller — Rudolf Laubenthal

Zwei Opernpremieren

Strauß und Cimarosa

I.

„Die ägyptische Helena"

Vor genau vier Monaten fand in der Dresdner Staatsoper die Uraufführung der „Aegyptischen Helena" von Richard Strauß statt. Damals ist hier aufsichtlich und, wie man sich entsinnen wird, in wenig günstiger Weise über das Werk berichtet worden. Jetzt hat es auch die Berliner Staatsoper herausgebracht und damit Gelegenheit gegeben, den ersten Eindruck nachzuprüfen und gegebenenfalls zu korrigieren. Dazu liegt für mich allerdings kein Grund vor; ich habe die „Aegyptische Helena" nun sinnvoll gehört und muß gestehen, daß sie sich nicht gern noch einmal hören möchte.

Man muß schon den Namen und die Lebensleistung eines Johann Strauß einzelne Male haben, um für ein Werk wie dieses die Verantwortung vor sich und der Oeffentlichkeit zu übernehmen, man muß ein so „artvierter" Meister wie er gewesen sein, um mit solchem Glauben an sich selbst eine Partitur vorzulegen, die nichts anderes ist als Rückschau und Erinnerung, Abschied und Ausklang, ohne Neues erfinden — und Strauß hat in einem vierzigjährigen Schaffen den Sprachschatz und die Ausdrucksformen der Musik unendlich bereichert —, aber keine Entwicklung während der letzten zehn Jahre, die man gedenkt, daß er seine eigenen früheren Eroberungen nicht mehr kennt. Wo ist der Strauß des „Don Quixote", der „Salome", der „Elektra", der „Ariadne auf Naxos" geblieben, mit dem wir in unserer Jugend begeistert gingen, der unser Leben um Neuland der Musik? Wir haben wir ihn verteidigt gegen die vielen, die ihn schmähten, wie haben wir für ihn gekämpft gegen die Phalanx seiner Widersacher; und jetzt kommt dieser „Aegyptische Helena" und man wird das Gefühl nicht los, daß jene, die ihm zum Anfang an skeptisch gegenüberstanden, vielleicht doch ein wenig recht hatten . . . Ich glaube, der Strauß liebt, er ist treu zu hören, wie er hier, von der Gnade eines echten Einfalls kaum berührt, mit der Technik eines Meisters Klängen kunstvollst musiziert, wie die Musik läuft und läuft, fuchtzauos, ohne ein Zentrum, ohne innere Kraft um nur Klangwirkungen und Klangdinge köstlich beherrschten Handwerk. Unter den Heutigen ist niemand, der eine im technischen Sinn so großartige Partitur schreiben kann wie diese der „Helena", Strauß aber kann — aber — noch zehn solcher Opern komponieren, und eine wird immer unbedeutender sein als die andere. Denn seine Musik ist heute wesenlos geworden, sie hat sich mit der und Ueberheure gewachsenen Sicherheit des Handwerks immer mehr vom Menschlichen abgelöst und ist zu jenem Spielzeug der Virtuosen geworden, der „Aegyptischen Helena" zeigt in jedem Takt die Handlichkeit ihres Meisters, sie trägt unverkennbar die hervorstechenden Eigenschaften Straußens, aber das alles ist nur noch Attitüde, ist Leerlauf, Aufsinnerei und bewußte Effektgestaltung. Dieser gewisse kalte Schauder der Melodik, die geleteten Terzen- und Sextengänge, die ins Unabsehbare verlängerten Kadenzen, diese verdächtigen Trugschlüsse und Sextaklaffen — man kann das schon gar nicht mehr hören, weil man beutlich fühlt, daß dahinter nichts anderes steht als überlebensgroße Routine und allzustarkes Wissen darum, „wie man's macht." Klangzauber kommt das in allem Einzelnen besonders unklare und verwaschene Buch Hofmannsthals, das den tiefen festlichen Konflikt des Menelas, seinen Zwiespalt zwischen Liebe und rasender Eifersucht auf die wiedergewonnene Helena, die zehn Jahre anderen Männern gehört hat, mit einer billigen und primitiven Psychologie löst.

Die Staatsoper hatte für die Aufführung des Werkes alles Erdenkliche getan. Er war eine glanzvolle Vorstellung, ungemein sorgfältig studiert und wirkungsvoll gesteigert, und es lag gewiß nicht an ihr, wenn der Erfolg in mäßigen Grenzen blieb. Lea Blech, dieser unerschütterlich sichere Rächer, setzte am Pult seine ganze Autorität ein. Er gab mit dem Orchester einen unerhört schönen Klang